

Die Zeitungs Welt

Nr. 10

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Der letzte Willen Hohenrots.

(Fortsetzung.)

Eine Dorfgeschichte aus Nassau. Von Heinrich Diefenbach.

Kathrine legte die Stirn in finstere Falten. Sie erkundigte sich bei dem Richter nur, ob sie eine Abschrift des Testaments erhalten werde und wie lange sie Zeit habe, um Protest zu erheben, dann setzten sie sich auf den Wagen und die

Schwester rollten, hinter dem wackeren Knecht sitzend, der noch nicht ahnte, zu welchen großen Dingen er außersehen war, zum Städtchen hinaus. Nach und nach war Kathrine das Lachen vergangen; sie hatte sich den Hauptinhalt des Testaments einigermaßen eingeprägt und es

wirbelte ihr im Kopf, wenn sie sich die fernere Entwicklung der Dinge vorstellen wollte. Alles rollte schattenhaft durcheinander: die Knechte, die Schwester, die Magd, Gewinnen und Verlieren, und nur eins hob sich in etwas festeren Umrissen aus dem brodelnden Gedankenbrot: die



Der erste Schmetterling. Nach dem Gemälde von Ludwig v. Zumbusch.

Möglichkeit, auch unter den vorliegenden Verhältnissen zu einem Manne zu kommen. Das gab ihr einigen Halt und als sie daheim landete, hatte sie bereits halbwegs ein Plänchen geschmiedet, mit dessen Hilfe sie als Siegerin aus dem bevorstehenden Kampf um die Erbschaft hervorzugehen hoffte. Der Knecht war ihr wie immer beim Absteigen von dem Wagen behilflich und wunderte sich sehr, daß diesmal die dicke Madam' zwei Sekunden lang mit einem eigentümlichen Gestöhne an seinem Hals hängen blieb; er fragte sie, ob sie sich irgendwo wehe getan habe, eine Frage, die Kathrine mit einem zärtlichen Augenaufschlag verneinte.

4.

Der verstorbene Hohenrot hatte seinen Schwestern einen Streich gespielt. Das war die Meinung der Rehlbacher, als der Inhalt des Testaments allgemein ruckbar wurde, die meisten waren der Ansicht, das Testament müsse aufgehoben werden, denn es ginge doch nicht, daß einer in dieser Weise über seinen Besitz verfüge. Das wäre ja noch schöner! Der Verstorbene habe ja geradezu seinen Spott mit den armen Weibsbildern getrieben. Die Wickertrine und heiraten! Nein zum Lachen, auch nur an diese Möglichkeit zu denken. Wenn er den Schwestern noch die Wahl der Männer freigestellt hätte, ihnen aber die alten Knechte aufhängen zu wollen, das gehe denn doch über den Spaß!

Es gab aber auch etliche, die sich über die Geschichte köstlich amüsierten. Geht acht, sagten sie, das Ding wird lustig werden, wenn das Testament in Kraft tritt! Was wettet ihr, daß die Kathrine den fetten Brocken aufschnappt und daß die Wickertrine den Verstand verliert? Heiraten tut die doch nicht, selbst wenn der Karl oder der Konrad an dem dünnen Krabbüschchen anbeißen wollte. Aber alles verlieren zu müssen bis auf lumpige tausend Taler, das hält sie nicht aus. Man kennt ja die geizige Spinne, die sich nie ordentlich voll zu essen getraut hat! Die Kathrine — hm, mit der Erbschaft kann man sich die schon gefallen lassen. Keine Kinder kriegen, die Kathrine? Wah, ein Dukend, wenn's darauf ankommt! So ein Kasten! Wer von den Knechten der Geschicktere ist, der probiert's zuerst mit ihr.

Wickertrine setzte alle Hebel an, um die Ungültigkeitserklärung des Testaments herbeizuführen. Sie warb sich einen tüchtigen Advokaten, der die fürchterlichsten Granaten aus dem Müllschrank der Juristerei gegen das papierne Gebäude schleuderte, aber vergeblich. Es ließ sich nicht nachweisen, daß der Bauer nicht bei geunden Sinnen war, als er das Testament verfaßte. Er war regelrecht in die Kirche und das Wirtshaus gegangen und der Pfarrer, der die letzte Unterredung mit ihm gehabt, mußte bezeugen, daß Hohenrot einen sehr vernünftigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Das Testament spreche aber dagegen, daß der Testator vernünftig gewesen sei, meinte der Advokat, als er all seinen Witz und seine Kniffe nutzlos verpulvert hatte. Das Gericht war jedoch der Ansicht, daß der Inhalt des Testaments einen durchaus klaren, zielbewußten Eindruck mache, es könne sogar als feststehend angenommen werden, daß der Testator, der, wie übrigens auch gerichtsbekannt sei, sehr unter seiner Kinderlosigkeit gelitten habe, nur hätte erzwingen wollen, daß sich seine Schwestern aufrichteten und für die Erhaltung der Hohenrotschen Familie sorgten, wie es ihre Pflicht sei. Die Klage der Schwestern wurde also abgewiesen und das Testament für gültig erklärt. Vier Monate der zwei Jahre waren inzwischen ins Land gegangen.

Den beiden Knechten hatte das Gericht ebenfalls je eine Abschrift des Testaments zugestellt, ohne dazu verpflichtet zu sein. Der Amtsrichter war aber ein Freund von merk-

würdigen Geschichten und wo er etwas zum Zustandekommen einer solchen beitragen konnte, da war er gern dabei. Auch handelte er in einer Art Gutmütigkeit, er wollte den Schwestern die Erfüllung des Hohenrotschen letzten Willens etwas erleichtern.

Als die Knechte die Abschrift erhielten, versäumten sie an zwei Abenden das Stelldichein auf der Bank vor dem Hause des verstorbenen Hohenrot, in dem Karl Weismenger nunmehr bereits vier Monate und vier Tage lang als Sachwalter fungierte und alles mit einer Treue behütete und vollbrachte, als könne jeden Augenblick der Tote aus der Haustür treten und fragen: „No Karl, eh alles en Ordnung?“ Wirklich, der treue Knecht hätte mit dem besten Gewissen antworten können, daß nichts versäumt worden sei und daß der Alte durchaus nicht notwendig habe, sich deshalb im Grabe Unbequemlichkeiten zu bereiten!

Am dritten Abend kam Konrad Notnagel wie gewöhnlich. Er setzte sich auf die Bank und stopfte sich die Pfeife, die er aber nicht anzündete, sondern in die Tasche zurück schob. Karl Weismenger hatte den Freund kommen sehen. Während er sonst sofort zu ihm hinausgegangen war, blieb er heute noch eine zeitlang unschlüssig in der Stube, schließlich drückte er sich aber doch die Klappe auf den Kopf und ging hinaus. Die Grüße der beiden Knechte klangen wie gedämpfte Trommelschläge und keiner getraute sich, die Augendeckel recht in die Höhe zu ziehen und den Freund in die im Abenddunkel dämmernden Spiegel seiner Seele blicken zu lassen. Konrad schob die Pfeifenspitze zwischen die Zähne und strich ein Streichhölzchen am Oberschenkel an. Mechanisch griff auch Karl in die Rocktasche und ebenso mechanisch griff er neben sich, wo bisher immer der Tabakbeutel Konrads bereit gelegen hatte. Denn nach altem Gebrauch stellte dieser den Tabak, während Karl oder vielmehr der verstorbene Hohenrot den Apfelwein für die abendlichen Plauderstündchen der Knechte lieferte. Als Karl den Tabakbeutel vermisste, steckte er die Pfeife in die Rocktasche zurück und freuzte die Arme über die Brust. Konrad ließ das Streichhölzchen auf die Erde fallen und hielt dem Freund den Tabak hin.

„Wolle mer uns nit lieber doch ei' anstecke?“ fragte er. „Ich hab' heut Abend kei' Lust nach 'ner Pfeif,“ lehnte Karl ab.

Der Kamerad legte die Hände auf die Knie und betrachtete aufmerksam seine breiten Schuhe. So saßen die Knechte lange nebeneinander. Jeder fühlte, daß er dem Freund von der ihm gewordenen Bestimmung, eine der Hohenrotschen Schwestern zu heiraten, in Kenntnis setzen müsse, aber keiner fand das Herz, zuerst mit der mißlichen Sache herauszurücken, weil jeder wußte, daß von den beiden Schwestern eigentlich doch nur eine übrig blieb, die sich heiraten lassen würde.

Karl brach zuerst das unbehagliche Schweigen. Er spuckte und fragte: „Haste auch ebbes kriegt?“ — „Ja, ich hab' auch ebbes kriegt,“ antwortete Konrad und wie um zu beweisen, daß er die Wahrheit gesagt habe, zog er ein dunkelbraunes Kuvert aus der Tasche und diesem entnahm er das viermal zusammen gefaltete Schriftstück. Aber auch Karl hatte bereits die Testamentsabschrift in der Hand. Jeder schielte nach dem Papier des anderen, ob es dem gleiche, das er in der Hand halte.

„Was meinst du dazu?“ fragten sie gleichzeitig. „Hm, hm, was soll mer da meine,“ sagte Konrad. Wie der Alte nur auf so 'nen Gedanke gekommen ist!“ meinte Karl. — „Er hat uns da ebbes Schönes eingeprod't, der Bauer,“ versetzte Konrad und Karl erkundigte sich, was die Weibskente dazu sagten. „Scheme tun sie,“ antwortete Konrad, was den Freund zu dem

Stoßseufzer veranlaßte: „An die solle mer heirate!“

Ach ja, der verstorbene Hohenrot hatte da eine saubere Geschichte angerührt! Wenn er das Beste der beiden wunderlichen Knechte wollte, dann hatte er's jedenfalls gründlich angepackt, wollte er sie aber nur gründlich aus dem Häuschen bringen, dann mochte sein Schatten jetzt vor den beiden stehen und sich vergnügt die Hände reiben, denn sie sahen nebeneinander wie zwei Hänslein Unglück, wie zwei böse Gewissen. Denn nur zweierlei blieb ihnen offenbar übrig: entweder auf alles verzichten, oder sich auf Tod und Leben um die dicke Kathrine zu balgen. Nicht um alles in der Welt hätte sich einer an die Krabbüschige Wickertrine gewagt! Was Konrad anlangt, so hatte er seit dem Bekanntwerden des seltsamen Testaments hinreichend Gelegenheit gehabt, zu merken, wie sich Junger Wickertrine zu dem Leben Willen ihres Bruders stellte. Der alte Bursche schüttelte sich, wenn er an die Krabbüschige dachte. Wirklich, es blieb nichts übrig, als die Kathrine, und die beiden Knechte hatten denselben Gedanken: die oder gar keine! Nach dem Stoßseufzer des Karl trat wieder eine minutenlange unheimliche Stille ein. Ein paar junge Burschen kamen die Straße herauf und blieben vor den Knechten stehen. „No, wie ehrsich, wann mache mer Hochzeit?“ fragte einer. Die Knechte senkten die Köpfe und ließen die Testamentsabschriften, die sie immer noch in Händen hatten, hinter den Rücken verschwinden. „Um den Preis tät ich selbst die Wickertrine noch nemme,“ versetzte ein anderer und alle lachten. „Geht zum Teibell!“ schrie Konrad. „Se wird schon eifersüchtig!“ höhnten die Spötter und die jungen Menschen verzogen sich.

Nach einiger Zeit begann Karl: „Was solle mer nun machen. Mer könne doch nit zum zweite die Kathrine heirate. 's beste wird sein, wenn mer ganz die Finger davon lassen menste nit auch?“ Konrad entgegnete: „Ja, daß mene ich auch. Was soll aber draus werd'n, wenn mer die Weibskente laufe lassen? Dann müsse mer uns nach andere Herrschaften umgucke.“ Karl wiegte bedenklich den Kopf. „Und ich sein schon hier im Haus wie daheim. Da fällt es einem schwer, ein Haus weiter zu ziehen. Ja, wenn ich noch einmal jung wär!“ Konrad meinte darauf: „Wenn die Wickertrine nit gar zu garstig wär, dann tät's sich am End' noch mache lasse.“ Der Freund erwiderte: „Probier's doch einmal, Du kannst's ja am beste. Die Wickertrine wird auch nit so mir nix dir nix auf die Erbschaft verzichten wollen.“ — „Ich kann bei der nit lande,“ entgegnete Konrad. „Wenn Du Dich aber an die Wickertrine machen willst, dann will ich's in Gottes Name mit der Kathrine aufnehmen.“ — „Das glaub' ich Dir, herumgewandt ist auch gefahren. Du hast's bei der Wickertrine leichter wie ich, bist ja immer mit ihr zusammen,“ versetzte Karl. „Ich merke, 's ist um die Kathrine gepillt,“ entgegnete Konrad. „Wenn ich mir's recht überlege, dann bleibt uns nix anders übrig, als den Karre laufen zu lassen. Wir war'n immer so einig. Die verdammt Geschichte!“

Dem Kamerad ging mittlerweile ein anderes Licht auf. Er war nicht gesonnen, den Karren laufen zu lassen, im Gegenteil, er hoffte jetzt schon, ihn so zu lenken, daß ihm mindestens die halbe Hinterlassenschaft des seligen Hohenrot in den Händen bleiben sollte. Die Aussicht, auf verhältnismäßig leichte Weise sein eigener Herr und reicher Bauer werden zu können, war zu verlockend, und hätte er nur die geringste Aussicht gehabt, die Wickertrine zur Heirat zu überreden, er würde sich selbst diese Dornenkrone der Schöpfung auf den Kopf gestülpt haben. So aber blieb nichts weiter übrig: wollte er den ausgelegten Preis erringen, dann mußte der Freund verzichten.

(Fortsetzung folgt)

Monte Carlo.

Von August Müller.

Wohl die klimatisch bevorzugteste Gegend Europas ist der schmale Küstentrich der sich von Cannes im südlichen Frankreich bis Spezia an der Westküste Italiens erstreckt, bekannt unter dem Namen Riviera, der italienischen Bezeichnung für Küste, Ufer. Von Süden wehen die warmen Winde, die über den Atlantik der Sahara ihren Weg genommen haben und die Sonne, die den größten Teil des Jahres vom wolkenlosen, blauen Himmel strahlt, bei der Erzeugung hoher Temperaturen unterstützt. Gegen die rauhen Nordwinde schützt das Gebirge. Die Seealpen, an die sich die Ligurischen Alpen und einige Meilen westlich von Genua bei Savona der Apennin anschließt, fallen nach dem Meere zu schroff ab, während sich nach Norden, gegen die große Poebene, ein ausgedehntes Hügelland breitet. Alle kalten Winde und alle regenschwangeren Wolken vom Westen werden so von der schmalen Küste abgehalten, die alle Vorteile ihrer sonnigen Lage genießt. Während die mittlere Jahrestemperatur in Turin, das jenseits der Verge liegend in kurzer Eisenbahnfahrt von Genua zu erreichen ist, 11,7 Grad Celsius beträgt, steigt sie in Genua auf 16,2 Grad; während sie dort für den Januar - 0,4 Grad ist und das Thermometer gelegentlich auf - 16 Grad sinkt, hat Genua im Januar 7,8 Grad Wärme und erreicht die niedrigste Temperatur, welche in den letzten Jahrzehnten beobachtet wurde, bei - 6 Grad. Das Klima der Riviera ist wärmer als das von Rom; auf den Wetterkarten, die die Orte mit gleicher Temperatur durch Linien, die Isothermen, verbinden, kann man gewöhnlich sehen, daß die bevorzugtesten Orte der Riviera: San Remo, Cannes usw., die immer eine um einige Grade höhere Temperatur als Genua haben, dieselben Wärmegrade aufweisen wie Kairo in Ägypten.

Genua trennt die Riviera in zwei Teile. Südöstlich von Genua, nach Spezia zu, zieht sich die Riviera di Levante, nach Westen die Riviera di Ponente. Die bekanntesten Orte an der levantinischen Riviera sind Nervi und Rapallo, zwei vielbesuchte Winterkurorte; die Riviera di Ponente erstreckt sich länger und weist viele Orte auf, deren Namen weltbekannt sind. Und am bekanntesten darunter ist Monte Carlo, der Sitz der berühmtesten Spielhölle.

Die Fahrt von Genua nach Monte Carlo, an dem blauen Ligurischen Meere entlang, gehört zu dem Schönsten, was menschlichen Augen geboten werden kann. Schroffe, trockige Bergespitzen wechseln mit bewaldeten Hügeln und fruchtbaren Tälern ab, in denen kleine Küstentädte ihren Platz gefunden haben. Andere Dörfer und Städtchen haben sich malerisch an den Halden der Berge angesiedelt, Kapellen und Schlösser, Villen und alte Sarazenentürme grüßen von den Bergespitzen hernieder und vereinigen sich mit den dunklen Zypressen und dem blaugrünen Laub der Oliven zu einem Bilde von wunderbarer Eigenart. Die Berge treten oft so nahe an die Küste heran, daß die Bahn ihren Weg durch zahlreiche Tunnel nehmen muß; bald verschwindet sie in den Felsen, bald klettert sie kühn die steilen Berge hinauf, bald fährt sie dicht am Meeresufer entlang, wo die brandenden Wellen die Schienen bespülen und ihr Brausen mit dem Geräusch des dahinrollenden Zuges zu einer eigenartigen Melodie vereinen. Weite, unendlich weite Fernen umfaßt der aus dem Meer gerichtete Blick. In wunderbarem Saphirblau, das in der Nähe der Küste grünlich schimmert, leuchtet das Meer, hier und da von einem Segel oder dem Rauch eines Dampfers belebt und über dieser Farbensymphonie wölbt sich ein azurblauer Himmel, von dem die Sonne

leuchtet und alle Farben in lichter Klarheit hervortreten läßt.

Lorbeer-, Orangen- und Zitronenhaine bedecken die Bergabhänge in ihrem untersten Teil, während höher hinauf weitgestreckte Olivenhaine das Auge fesseln. In den Gärten sehen wir Palmen in mächtigen Exemplaren im freien Boden stehen, Johannisbrotbäume, Pfeffersträucher, Oleander, Myrten, Tamarinden, Kakteen und wie die Kinder der heißen Zone alle heißen mögen, bilden das Entzücken jedes Pflanzenfreundes. So wie man bei uns Weißdornhecken zum Schutze des Waldamms anbaut, benutzt man dort Agaven, die ihre mächtigen Blütenstängel dem Himmel strecken und wie einige Kakteenarten zu den wild wachsenden Pflanzen der Riviera gehören. Auf den Feldern wachsen Artischocken oder Rosen, Nelken, Weichhen, Nelken, Margueriten und andere Blütenpflanzen, die zu Exportzwecken gezeitet werden und die Luft mit ihrem Dufte erfüllen. Die ganze Riviera ist ein einziger, großer Garten, in dem es grünt und blüht zu einer Zeit, in der bei uns Schnee und Eis Feld und Flur bedecken und selbst das bescheidene Schneegläschen am Entfallen verhindern.

In San Remo nahm ich Quartier. Der Besitzer des Hotels, in dem ich abgestiegen war, entpuppte sich bald als Parteigenosse. Er gehörte der sozialdemokratischen Stadtverordnetenfraktion, die in San Remo die Municipalverwaltung beherrscht, an und führte mich am zweiten Tage zum Bürgermeister, der ebenfalls Parteigenosse und nebenbei Inhaber eines großen Bankgeschäftes ist. Sein Prokurist spielt den zweiten Bürgermeister. Alle Parteigenossen, mit denen ich zusammentraf, interessierten sich sehr für deutsche Parteiverhältnisse. San Remo erfreut sich übrigens, wie nebenbei erwähnt sein mag, einer musterhaften Verwaltung, die es verstanden hat, auch den arbeitenden Klassen einen Teil des Goldstroms zukommen zu lassen, der sich aus den Taschen der zahlreichen Wintergäste über die Stadt ergießt. Zwar ist der Kontrast zwischen der glänzenden Via Vittoria Emanuela, auf der die Fremden ihre Promenade machen, und dem Gewirr der schmalen, winkligen Gassen, in denen das Proletariat haust, noch immer enorm, aber solche Bilder von Elend und Verkommenheit, wie man sie schon in Genua und mehr noch in Süditalien auf allen Straßen findet, gibt es in San Remo nicht zu sehen. Auch die Bettelerei, die dem Reisenden in Italien so lästig fällt, fehlt in San Remo, wie überhaupt an der ganzen Riviera di Ponente. Gutmütigere und harmlosere Menschen wie die unteren Volksklassen an der Riviera habe ich nirgends kennen gelernt. Die Leute sind gefällig, zu allen Diensten erbötig und keineswegs so verschlagen und darauf erpicht, die Reisenden übers Ohr zu hauen, wie das in so vielen Reiseschilderungen zu lesen ist. Verupft wird man an der Riviera von ganz anderen Leuten als von den Arbeitern, Weingärtnern und Blumenzüchtern, mit denen ich nur die besten Erfahrungen gemacht habe. Wie häufig habe ich große Blumensträuße oder fastige Orangen aus den Gärten in der Umgebung der Stadt geholt und mit ein paar Zigarren bezahlt, weil man die Annahme von Geld unter allen Umständen verweigerte.

Der Erholungsbedürftige mag an der Riviera di Ponente seinen Aufenthalt nehmen, wo er will: Monte Carlo entgeht er nicht. Jeder sieht sich die prächtige Lasterhöhle wenigstens einmal an und jeder versucht es auch mit einem Spielchen. Sei es auch bloß „der Wissenschaft halber“. Zu Hause angekommen, leugnet man es wohl oft und spielt den moralisch Entrüsteten. Aber mir will scheinen, dabei seien die am Leichtesten, die am wenigsten Glück im Spiel um das gleichende Gold gehabt hätten. Dabei ist es doch so natürlich, daß ein Besuch in Monte Carlo zu einem Besuch der Riviera gehört, wie Koch-

brunnenwassertrinken zu einem Aufenthalt in Wiesbaden. Alles ist ja darauf angelegt, die Neugierigen und die Naturschwärmer dorthin zu locken. Kein Buchhändler, kein Zeitungskiosk, kein Händler mit Bildern und Ansichtspostkarten der nicht große, farbige Photographien von Monaco und Monte Carlo zu verkaufen hätte; jeder Schritt in den Straßen lenkt die Aufmerksamkeit auf die Spielhölle. Da sieht man starten mit dem Plan der Moulettische und den Spielregeln, dicke Bücher in allen Weltsprachen versprechen dem Käufer, ihm alle, für die Bemühung der armen Tische notwendigen Kenntnisse beizubringen und unzählige „Systeme“ werden angeboten, deren Anwendung angeblich in ein paar Tagen die Bank sprengen kann.

Zur bildlichen Metalle für Monaco. Ansichtspostkarten sorgen ausreichend dafür - gefestigt sich dann noch die durch das Wort betriebene. Am Hotel und in der Pension, überall wo Stargäste zusammenkommen, bildet das Spiel das beliebteste Gesprächsthema. Wer noch nicht da war und Erfahrungen zum besten geben kann, will sicher hin und erbittet sich Belehrungen. Dabei wird aufgeschnitten wie sonst nur noch in einer Tafelrunde von Nägern. Entweder haben die jugendlichen Damen und Herren sich des Spiel nur angeschaut, oder sie haben gewonnen; daß jemand von Spielverlusten erzählt hätte, die er selbst erleiden mußte, ist mir nie vorgekommen. Wenn das alles wahr wäre, was in den Hotels an der Riviera von Cannes bis Pegli von der Spielbank erzählt wird, dann hätte diese schon längst ihre Pforten schließen müssen. So sehr verleitet ein merkwürdiges Streben, nicht als der von der Spielbank Gerupfte erscheinen zu wollen, die Rivierawanderer zur Unwahrheit.

Den Hauptreiz Monte Carlos bildet aber für den Nichtspieler und Nichtlebemann die unvergleichlich schöne Lage und die wunderbare Flora Monte Carlos. Am schönsten offenbart sich dieser paradiesische Flecken Erde, wenn man die weltberühmte Route de la Corniche bemerkt, die von Mentone über La Turbie nach Nizza führt. Nach Osten steigt drohend ein gewaltiger Felsenfloss aus dem blauen Meer auf, der auf seinem Rücken das alte Schloß und die Stadt Monaco trägt, nur wenig davon entfernt liegt auf einem niederen Felsen das schimmernde, glänzende Gebäude der Spielhölle, und in der Einkerbung zwischen Monte Carlo und Monaco die Neustadt Condamine, durch die Gamateschlucht von Monte Carlo getrennt. Der Boulevard von Condamine mit seiner Oleanderallee umsäumt die kleine Bucht mit dem Hafen von Monaco und steigt dann allmählich die Höhe von Monte Carlo hinauf. Zu seinen Füßen rauschen die Wellen auf den Strand und weit nach Süden hinaus breitet das Meer seine wunderbare, blaue Fläche. Wild romantisch ragen die Felsen des Monte Carlo aus dem Meere hervor, bedeckt von Villen, Hotels und Lusthäufern, die überragt werden von den Wipfeln schlanker Palmen und erotischer Laubbäume. Die terrassenförmig aufsteigenden Hügel gehen schließlich landwärts in die kahlen, zerklüfteten, steil aufstrebenden Felsen der Tête de Chien über, auf denen die Franzosen ein Fort angelegt haben, von dem weite Kanonenschlünde drohend über dem Fürstentum Monaco herauslugen. Wenn dann über dieser Szenerie von wilder Großartigkeit sich der blaue Himmel spannt, und die Sonne leuchtet über Felsen, Dörfern, Städten, Villen und dem saphirblauen Meer, bietet sich ein Anblick von unbeschreiblicher Pracht, den man nur einmal genießen zu haben braucht, um eine Erinnerung fürs Leben davonzutragen.

Und welche Freuden winkten erst dem Pflanzenfreund! Als Blanc durch Garnier, den Schöpfer der Pariser großen Oper, den Märchenpalast, das Kasino, wie offiziell die Spielhölle heißt, erbauen ließ, war der Felsen von Monte Carlo kahl und trug kaum so viel Gras und

Kräuter, daß ein paar Schafe auf ihm ihre Nahrung suchen konnten. Heute hat die Kunst des Gärtners auf ihm ein Paradies hervorgezaubert. Wundervolle Anlagen umgeben das Kasino, zu deren Unterhaltung allein dreihundert Gärtner beschäftigt werden sollen. Riesige Palmen, Kinder der heißen Zone, stehen im freien Lande, wachsen und gedeihen. Man sieht Kokospalmen von stattlicher Höhe, Dattelpalmen, Fächerpalmen und seltene andere Arten von vollendeter Form, die das Entzücken jedes Kenners bilden. Dazu kommen mächtige Kakteen, Tamarinden, Johannisbrotbäume, Lorbeer, Myrten, Aloe — in ihrer planmäßigen Verwendung ein erotisches Bild von unbeschreiblicher Schönheit gebend. Und erst die zahlreichen Blumen, die zur Bepflanzung der Beete Verwendung finden! Pflanzen, die wir in ängstlicher Sorge in unseren Glashäusern vor jedem rauhen Hauche behüten, wachsen hier in seltener Leppigkeit ohne jeden Schutz im Freien, blühen und duften und geben im Verein mit den riesigen Solitärpflanzen, den charakteristischen Kindern der Tropen und den eigenartig geformten Kakteen, Moos usw. ein gärtnerisches Gesamtbild, wie man es nirgends in der weiten Welt zum zweiten Male finden kann.

Den Mittelpunkt der Anlage bildend, alles beherrschend, liegt auf dem Felsen, hart am Meeresstrande, das Kasino. Es ist der wahre Herrscher über das souveräne, $1\frac{1}{2}$ Quadratkilometer große Liliputland Monaco. Die Spielgesellschaft erhält die Straßen und Wege, die öffentlichen Bauwerke, die Schulen und die sonstigen öffentlichen Anstalten. Theater und Konzerte werden von der Gesellschaft unterhalten, Kunst und Wissenschaft stehen unter ihrem Schutze und die nicht zu knappe Zivilliste des Fürsten Albert Honorius Karl von Monaco wird vom Gewinn der Spielbank bestritten. Für das vergnügte Völkchen der Monagassen ist der Zustand ganz erträglich. Sie brauchen keine Steuern zu zahlen und haben bloß Gewinn von der Spielbank, da der fürsorgliche Landesvater „seinen“ Untertanen — übrigens geschieht dasselbe mit den Bewohnern der benachbarten französischen Departements — das Betreten der Spielhölle verbietet. Nur einmal im Jahre, am Geburtstag des Landesvaters, ist es auch ihnen erlaubt, in den schimmernden Sälen am grünen Tisch ihr Glück zu versuchen.

Oben auf dem Felsen von Monaco liegt das Schloß des Fürsten, das keineswegs einen imponierenden Anblick bietet. Sechs alte Kanonen, neben jeder ein Haufen Kanonenkugeln wie Kinderköpfe so groß, sind eigentlich das hervorragendste Merkmal für die Bestimmung des Gebäudes. Auf allen Kanonen hat der Fürst seinen Namen, verschönt durch das Prädikat: „Von Gottes Gnaden“ und den Satz: „Ultima ratio regum“ stehen.

Im Mittelalter waren die Sarazenen lange Zeit Beherrscher des Felsens Monaco. Nach mancherlei Wandlungen kam er schließlich in den Besitz der Genueser Familie Grimaldi, die aus Monaco ein arges Seeräuberneß machte. Seit 1731 ist diese Familie im Mannesstamme erloschen, die jetzigen Fürsten von Monaco entstammen einem französischen Grafen Gogon-Matignon, der die letzte Tochter der Grimaldi freite.

Die Stürme der französischen Revolution befreiten auch die Monagassen von ihrem angestammten Landesvater, der 1793 verjagt wurde. Monaco wurde nun ein Teil der französischen Republik, aber 1814 auf Betreiben Talleyrands durch den Pariser Traktat der Familie Matignon-Grimaldi wieder zurückgegeben. Es wird behauptet, Talleyrand, ein Freund des Fürsten Honore, habe die Zwergmonarchie im Friedensvertrag durch eine etwas unleserliche und von den Mächten unbeachtete Zeile wieder unter die unabhängigen Staaten eingeschmuggelt.

Monaco ist heute eine absolute Monarchie. Auf seinen $1\frac{1}{2}$ Quadratkilometern lebten bei der letzten Zählung 15 180 Einwohner, davon 3292 in Monaco, 6218 in Condamine, 3794 in Monte Carlo, den drei Städten des Landes. Fürst Honorius gehört zu den glücklichen Monarchen, zwischen die und ihr Volk sich noch kein Blatt Papier gedrängt hat. Es gibt in seinem Lande keine gesetzgebenden Körperschaften, keine Wahlen, keine Parteien. Ein Generalgouverneur, der vom Fürsten ernannt wird, führt die Verwaltung, die ihm befehlgebende beratende Körperschaft, die aus 5 Mitgliedern besteht, verdankt ihr Amt ebenfalls der Ernennung durch den Fürsten. Auch die kommunale Verwaltung, die ein Maire nebst zwei Adjunkten führt, denen gleichfalls ein Rat von 5 Mitgliedern beigegeben ist, wird durch den Fürsten ernannt. Das Heer besteht aus 5 Offizieren und 70 Mann, deren einziger Dienst darin besteht, vor dem meist leeren Schlosse — der Fürst befindet sich den größten Teil des Jahres auf seiner Yacht — Schildwache zu stehen. Die Schutzleute unterhält die Spielbank, die sie auch besonders uniformiert.

Natürlich hat der Duodesfürst auch einen Hofstaat mit einer Reihe von Adjutanten, Kammerherren, Sekretären und Ehrenräten, der sogar ziemlich groß ist. Drei Geschäftsträger (chargés d'affaires) in Italien, Spanien und beim Vatikan, sowie 40 Konsuln in aller Herren Länder repräsentieren das Personal für den „auswärtigen Dienst“ und ein paar Orden gibt es selbstverständlich auch.

Ueber die Einnahmen des Fürstentums erzählt uns der Staatshaushalt von 1900, daß sie 2 799 515 Fr. betragen hätten; die Ausgaben werden mit 2 013 875 Frank angegeben. Das ist natürlich eitel Spiegelfechtereie, weil die Einnahmen von der Bank nicht in dieser Summe enthalten sind. Die Spielbank in Monaco wurde im Jahre 1863 eröffnet. Sie hatte eine Konzession auf 50 Jahre und schlug anfänglich ihren Tempel in Monaco, gegenüber dem fürstlichen Schlosse auf. 1868 siedelte sie nach Monte Carlo ins neuerbaute Kasino über. 1898 ward die Konzession ausgedehnt auf weitere 50 Jahre, wofür die Gesellschaft sofort 8 Millionen an den Fürsten zahlte; 1913 hat sie wieder 12 Millionen an den Regenten abzuführen, wozu dann noch eine jährliche Rente kommt, die jetzt nach den Angaben der Gesellschaft 1 400 000 Frank beträgt und sich bis 1937 auf 2 Millionen erhöht. Zu diesen direkten Zahlungen kommen dann noch die zahlreichen indirekten Leistungen, Subventionen und dergleichen, die ohne Spielbank der Fürst aus seiner Tasche zahlen müßte.

Allerdings kann die Gesellschaft, die die Spielbank unterhält, es sich auch leisten, ihren fürstlichen Gönner so glänzend zu bezahlen. Es ist eine Aktiengesellschaft, die den harmlosen Titel: „Gesellschaft für Meeresbäder und Cerele der Fremden“ führt. Eine genaue Abrechnung wird nicht veröffentlicht, so daß alle Ausgaben über ihre Gewinne mit Vorsicht aufzunehmen sind. Nach dem „Statesmans Yearbook“ besteht das Kapital der Gesellschaft aus 60 000 Aktien zu 400 Mark, die voll eingezahlt sind. Die Aktien sollen jetzt zu 4000 Mark gehandelt werden und im vorigen Jahre 300 Mark Dividende erzielt haben. Die jährliche Ausgabe für das Fürstentum Monaco wird mit 4 520 000 Mark, für das Kasino mit 4 980 000 Mark angegeben. Doch das sind alles mehr oder weniger unkontrollierbare Zahlen.

Was die Bank einbringen muß, ersieht man am besten aus der Hinterlassenschaft des ersten Spielpächters Blanc. Der Mann übte zuerst sein würdiges Metier in Gomburg aus. Dort schrieb einmal ein Spatzvogel an die Wand: „Ici ne gagne ni rouge, ni noir, mais toujours Blanc.“ Das Wortspiel versteht man, wenn man weiß, daß Blanc, der Name des Spiel-

pächters, auch zugleich die Bezeichnung für weiß ist. Der Satz lautet also: „Hier gewinnt weder rot noch schwarz, aber immer Herr Blanc.“ Das traf schon in Gomburg zu und das bewahrheitete sich noch mehr in Monte Carlo. 1868, als dem Spiel in Gomburg nur noch eine Gnadenfrist gewährt war, eröffnete Herr Blanc mit unglaublichem Pomp das Kasino von Monte Carlo. Der Tamtam, den er sehr geschickt in der ganzen Welt schlagen ließ, führte die Gimpel scharenweise an die Riviera, wo sie Herr Blanc in aller Gemütsruhe rupfte. Während sich die Taschen der Spieler leerten, füllten sich seine Tresors, und als der Mann mit dem unschuldigen Namen starb, hinterließ er 160 Millionen Frank, die sich sein Sohn und seine beiden Töchter teilten, die den Prinzen Konstantin Radziwill und den Prinzen Roland Bonaparte, den Neffen Napoleons III. geheiratet hatten. Die Bank wurde eine Aktiengesellschaft und die Aktien mit großem Raffinement an den Mann gebracht. In allen europäischen Staaten befinden sich Aktien in den Händen einflussreicher Politiker, großer Finanzleute und hochwürdiger Aristokraten, und es ist ein offenes Geheimnis, daß sich auch in Preußen etliche Interessenten der Spielbank in Monte Carlo befinden. Sicherlich haben die Erben des Herrn Blanc sehr klug gehandelt, als sie solche einflussreiche Herren am Gedeihen der Bank interessierten. Der „europäische Skandal“, wie die Ausgeplünderten das Leben und Treiben in dem modernen Nüberneß an der Riviera zu nennen pflegen, hat vorläufig nicht zu fürchten, daß man ernsthaft an seine Beseitigung denkt.

„Société des Bains de Mer et Cerele des Etrangers“, so lautet, wie bereits erwähnt, der offizielle Titel der Spielgesellschaft. Das klingt so vertrauenswürdig solide und hat bestimmte Formalitäten zur Folge, die der erfüllen muß, den es gelüftet, dem Baalstempel einen Besuch zu machen. Man hält die Fiktion aufrecht, daß jeder, der die Spielsäle besuchen will, zuerst Mitglied des „Cerele des Etrangers“ werden muß, denn nur „Mitglieder“ dürfen spielen. Es ist beileibe kein öffentliches Spiel, das in Monte Carlo betrieben wird. Beim Eintritt in das Kasino wird man denn auch zuerst in einen Seitengang gewiesen, in dem etwa 30 schwarz gekleidete Herren plaziert sind, um die Ausnahmeformalitäten zu erledigen. Es sind ihrer aber nicht so viele, weil man nicht besonders peinlich bei der Prüfung der Legitimationspapiere vorgeht. Ich legitimierte mich durch — eine Visitenkarte, erhielt eine sechseckige Karte, die ich selbst unterzeichnen mußte und war nun für einen Tag Mitglied des „Cerele des Etrangers“ von Monte Carlo. Etwas anspruchsvoller sind die Beamten, wenn man eine Dauerkarte, etwa für einen Monat verlangt. Dann wollen sie schon ein amtliches Papier sehen. Die Karten müssen beim Eingang in die Spielsäle den dort postierten Beamten, die sie durchlöchern, vorgezeigt werden; nur Damen sind von dieser Kontrolle befreit. Es sind allzu viele da, die nicht gut ihren Gewerbebeschein vorlegen können, weshalb man bei keiner nach „Nam' und Art“ fragt.

Von dem Zustrom in die Spielsäle wird sich so leicht niemand eine richtige Vorstellung machen können. Um elf Uhr morgens, wenn sie geöffnet werden, stehen zahllose Spiellustige vor dem weiten Portale des Kasinos und das Drängen und Stoßen ist fürchterlich. Wenn dann die goldbordierten Diener in probiger, überladener Uniform die weiten Flügeltüren öffnen, strömt alles in wilder Hast hinein in die Säle, die das Glück bergen sollen. Ich kam etwa eine halbe Stunde nach Beginn des Spieles in das Kasino und fand von den 18 Spieltischen bereits 14 in voller Tätigkeit. An den vier übrigen wurde nicht gespielt, aber sie waren schon umlagert von Spielern und be-

sonders Spielerinnen, die die vordersten Stuhlreihen oft Stundenlang vorher besetzen und geduldig warten, bis der Croupier die erste Kugel rollen läßt. Dabei strömt es den ganzen Tag im Kasino von Besuchern ein und aus. Die 30 Mann, welche die „Aufnahmen vollziehen“, haben alle Hände voll zu tun und wenn man sich eine halbe Stunde dem Kasino gegenüber auf einer Bank niederläßt, zählt man Hunderte, die eintreten oder die Spielhölle verlassen. Alle nur denkbaren Transportmittel bringen die Spiellustigen heran. Vollbesetzt sind stets sämtliche Wagen der elektrischen Bahn von Mentone

die Ausstattung der inneren Räume. Sie atmen einen herrlichen Luxus und zeigen allen nur denkbaren Komfort. Die bedeutendsten französischen Maler haben das Vestibül und die Wände und Decken der Spielsäle mit ihrem Pinsel ange schmückt. In einem großen Theater- und Konzertsaal, der an Pracht seinesgleichen sucht, kann man jeden Tag zweimal Konzerte hören, die von einer außerlesenen Künstler-schar ausgeführt werden. In der Oper kostet der billigste Platz bei „kleinen Preisen“ — 25 Frank, wenn irgend ein „Star“ von der Bank als Lockvogel benutzt wird, steigen diese Preise bis 100 Frank!

die Börsenkurse ein zahlreiches Publikum, das sehr aufmerksam ihre Bewegungen verfolgt und sich dabei Notizen macht. Das gleich neben dem Kasino gelegene Telegraphenamt ermöglicht es den Pariser Börsianern von Monte Carlo aus ihre Geschäfte zu erledigen, eine Tätigkeit, die ja auch besser zu diesem Orte paßt wie Politik. Im ersten Stock liegen schöne Lese- und Schreib-räume, in denen man Zeitungen aus aller Herren Länder findet. Aus Deutschland fand ich die „Stölnische“ und die „Frankfurter Zeitung“, das „Berliner Tageblatt“, die „Kreuz-Zeitung“ und die — „Staatsbürger-Zeitung“.



Abenddämmerung. Nach dem Gemälde von Felix Meitres.

und von Nizza aus; die Eisenbahn, die alle Augenblick hält, bringt jedesmal hunderte von Besuchern und Besucherinnen, Droschken, Automobile, Equipagen fahren ständig vor und entledigen sich ihrer Last vor dem Kasino. Wie in einem Bienenkorb strömt es ein und aus. Die Damen tragen meistens beim Hineingehen Geldbörsen von Silberdraht in den Händen, durch die die Goldstücke flimmern und die blauen Hundertfrankbillets durchscheinen, die Herren haben gewiß eben so viel Futter für die Bank in ihren Taschen. Wenn sie herauskommen, sind sie aber gewöhnlich leer.

Zu der Eigenart und Eleganz, die das ganze Gebäude der Spielbank auszeichnet, paßt

Und doch erfordert Theater und Konzert noch gewaltige Zuschüsse aus der Kasse der Bank. Auch sonst gibt es natürlich noch allerhand Unnehmlichkeiten im Kasino. Im Vestibül werden von der französischen Telegraphenagentur Agence Havas sämtliche ihr zugehenden Telegramme angeschlagen, die Veränderungen der Börsenkurse aus Paris mitgeteilt und die Kammerverhandlungen, während die Kammer tagt, wiedergegeben. Doch scheinen die Stammgäste von Monte Carlo sich um Politik wenig zu kümmern. Die Telegramme vom ostasiatischen Kriegsschauplatz wurden noch hier und da beachtet; für die Verhandlungen der Kammer interessierte man sich nicht. Dafür fanden aber

Wien schießt seine bedeutendsten christlich sozialen Zeitungen, auffallend ist die große Zahl der ungarischen Zeitungen, auch sämtliche größeren Zeitungen Rußlands sind vertreten. Eine eigentliche Restauration gibt es im Kasino nicht, nur Gelegenheit zur Entnahme von Getränken. Meistens wird Champagner getrunken, der sehr hoch im Preise zu stehen scheint, mußte ich doch für eine Flasche Selterwasser einen Frank zahlen. In den Spielsälen herrscht stets eine schwüle, heiße Luft, da man für alles gesorgt hat, bloß nicht für genügende Ventilation. Die großen Türen und Fenster, durch die man die frische Meeresluft hereinlassen könnte, sind fest geschlossen. Der „Cerele des Etrangers“

braucht erhitze, aufgeregte Menschen, die mit Champagner ihren Durst löschen und zugleich ihre Sinne benebeln. Frische Luft ist seinem Geschäftsbetrieb hinderlich.

In den weiten Sälen sind 18 Spieltische aufgestellt. An zwölf wird Roulette gespielt, an den übrigen sechs Trente et Quarante (Dreißig und Vierzig). Bankhalter ist immer die Gesellschaft, sie spielt gegen die sämtlichen Besucher und sie gewinnt auch immer, weil sie am kapitalkräftigsten ist und weil sie auch die meisten Gewinnchancen hat. Bei den Roulette-tischen befindet sich in der Mitte ein drehbares Rad, in dem die Kugel läuft. Man setzt hier entweder auf Farbe, rot oder schwarz, oder auf eine der 36 Zahlen, oder auch auf grad oder ungrad, auch zwei Felder zugleich oder auf 0 (zero). Kommt zero heraus, so erhält der Gewinner den 36fachen Betrag seines Satzes von der Bank ausgezahlt, alle übrigen Sätze zieht die Bank ein. Gewinnt man beim Setzen auf eine Farbe, so verdoppelt die Bank den Einsatz, bei den Zahlen ist der Gewinn verschieden. Außer den erwähnten Chancen gibt es noch eine Anzahl anderer, deren Beschreibung nur möglich ist, wenn man das Spielfeld vor sich hat. Der niedrigste Einsatz beträgt bei Roulette 5 Frank, das Maximum 6000 Frank.

Bei Trente et Quarante hat der Croupier eine größere Anzahl Karten vor sich, die vor den Augen des Publikums gemischt werden. Er ergreift nun eine Anzahl Karten und zählt sie in zwei Reihen auf, bis er die Zahl dreißig oder mehr erreicht hat. Die erste Reihe enthält die Gewinnchancen für Rot, die zweite für schwarz. Die Reihe, deren Zahlenergebnis sich dreißig am meisten nähert, hat gewonnen. Wenn also die erste Reihe 33, die zweite 36 Punkte zählt, hat Rot gewonnen.

Auch hier gibt es mannigfaltige Kombinationen mit Feldern, Farben und Zahlen, deren Aufzählung zu weit führen würde. Silber ist an den Tischen des Trente et Quarante verpönt. Der geringste Einsatz ist hier 20, der höchste 12000 Frank. Gemeinam ist beiden Spielen, daß bei ihnen jede Berechnung unmöglich ist. Es sind vollkommene Glücksspiele, die nur für die Bank jedes Risiko ausschalten, weil die Gewinnmöglichkeiten infolge der verschiedenen Kombinationen für sie größer sind und weil sie eben 365 Tage im Jahre spielt, die einzelnen Spieler aber nur kurze Zeit. Trotz dieser klaren Sachlage spielen die Stammgäste der grünen Tische meist noch nach einem „System“. Der setzt sein Geburtsdatum, der die Nummer des Eisenbahn-cupés, das ihn nach Monte Carlo führte, der eine Zahl, die ihm im Traume kam. Der Bank gibt der Aberglaube der Spieler sogar Gelegenheit zu einem lukrativen Geschäft. In einem List, der vom Bahnhofe nach dem Kasino führt, hat sie einen Zahlenautomaten aufgestellt, der nach Einwurf eines 10 Centimesstückes eine Zahl angibt, nach der vielfach gesetzt wird. Die meisten Spieler haben auch ihr Notizbuch in der Hand oder eigens hergerichtete Karten, auf denen sie das Ergebnis jedes Spieles notieren. Danach „berechnen“ sie dann ihr System. Mehr noch wie die Männer huldigen die Frauen diesem Aberglauben, die auch häufig irgend einen Schutzheiligen oder einen Rosenkranz vor sich liegen haben und ein stilles Gebet um Gewinn zum Himmel schicken, während die Kugel rollt.

Bewundernswert ist die fabelhafte Gewandtheit, mit der die Croupiers ihr Amt erfüllen. Mit Blitzgeschwindigkeit haben sie berechnet, was die Bank an die Gewinner zu bezahlen hat und mitten unter dem Haufen aufgeregter, geldgieriger Menschen, die die Tische umlagern, bewahren sie eine unerschütterliche Ruhe. Sie zählen mit demselben Gleichmut Tausende aus, mit dem sie mit ihren langgestielten Rateaux die Tausende heranfragen, die der Bank an-

beimgesallen sind. Diese Beamten werden in einer besonderen Croupierschule in Condamine für ihren Beruf ausgebildet, anständig bezahlt und nach einer gewissen Dienstzeit pensioniert. Veruntreuungen durch die Beamten sind unmöglich, da sie unter ständiger, scharfer Kontrolle stehen. An jedem Tische sitzt auf hohem Stuhle der „chef de partie“, der die Croupiers beaufsichtigt, von denen sechs bis acht an einem Tische beschäftigt sind. Den „chef“ beobachtet wieder ein als solcher kenntlicher Kontrolleur, diesen ein Delektiv, der wie ein vollendeter Gentleman gekleidet in den Sälen auf und ab marschiert, und alle zusammen achten auf das liebe Publikum. Betrügereien sind so ausgeschlossen und die Gerupften haben den Trost, ganz ehrlich gerupft zu sein. Auch die vielen Glücksvitter und Abenteuerinnen, die die Spieltische bevölkern, können an den grünen Tischen keine Geschäfte machen. Dort suchen sie nur ihre Opfer, mit denen sie dann draußen anbinden, und das Werk zu vollenden, das die Bank begonnen hat.

Gespielt wird in Monte Carlo von morgens elf, bis abends elf Uhr, das ganze Jahr hindurch. Natürlich ist der Fremdenstrom in den heißen Sommermonaten nur gering, aber ganz verfiert er nie. Ein paar Tische können immer in Betrieb gehalten werden. Von Dezember bis April ist „Saison“ in Monte Carlo und dann versammelt sich hier und in den benachbarten Rivieraorten eine Gesellschaft, wie sie gemischter wohl nirgendwo in der weiten Welt mehr zusammen kommt. In dieser Zeit muß man an einem Abend nach der Dinerstunde das Kasino besuchen: zwischen acht und neun Uhr füllt sich das Haus, die Damen alle in großer Toilette, vorn und hinten so weit ausgeschnitten wie nur irgend möglich, mit falschen und echten Brillanten überladen, die Herren im Frack. Das ist die Zeit der Ernte für die Bank. Wenn der Croupier sein mahnendes *Messieurs faites votre jeu* erschallen läßt, fliegen die Goldstücke und Hundertfrankcheine von allen Seiten auf die Tische, und sicherlich zählt die Summe, die dann jeden Augenblick auf sämtlichen Tischen liegt, mehrere Hunderttausend Franken. *Rien ne va plus*, das ist das Wort des Croupiers, das ankündigt, daß es nunmehr mit dem Setzen vorüber ist. Ruhig dreht der Beamte das Rad, die Kugel rollt und hunderte gieriger Blicke folgen ihrem Lauf. Im allgemeinen bemühen sich die Spieler, eine ruhige Haltung zu bewahren; der so häufig in Romanen geschilderte Typus des Spielers, dessen Neuzeres verrät, daß die Kugel über sein ganzes Schicksal entscheidet, ist selten. Wohl auch deshalb, weil die Aufpasser der Bank, die sorgfältig das Publikum überwachen, genau wissen, wann es Zeit zum Eingreifen ist. Wenn die großen Spieler, die früher an den Trente et Quarante-Tischen das Maximum riskierten, auf einmal zu den Roulette-tischen kommen und silberne Fünffrankstücke setzen, weiß man, daß es bald zu Ende geht mit ihnen. Eines schönen Tages bleiben sie aus. Vielleicht daß eine Kugel ihr Dasein beendete, meistens aber, weil die Bank sie zur rechten Zeit abjoh. Solchen Leuten, die große Vermögen verloren, zahlt die Gesellschaft auch wohl eine kleine Rente, um den Skandal zu vermeiden, den man in Monte Carlo noch weniger liebt wie an anderen Orten. In den Spieltischen merkt man, wie gesagt, wenig von den Tragödien, die sich an die grünen Tische knüpfen. Man ist sehr korrekt, hält auf äußeren Anstand und guten Ton und verliert sein Geld mit blasierter Ruhe und vornehmer Gelassenheit. Am aufgeregtesten sind die Gewinner, denen die Freude über die befriedigte Gier nach Geld aus den Augen glänzt und nicht weniger ausdrucksvoll sind auch gewöhnlich die Gesichter der Zuschauer, die sich in großen Haufen um die glücklichen Gewinner zu sammeln pflegen und

neidischen Blickes ihre Schätze mustern. Nur kommt das nicht allzu häufig vor, und selbst wenn einmal jemand mit einem erklecklichen Gewinn nach Hause geht, dann kann man sicher sein, ihn am nächsten Tage das Gewonnene wieder verspielen zu sehen und mehr noch dazu.

Unangenehm ist ein Aufenthalt in den Spieltischen übrigens nicht. Man hält es wohl als unbeteiligter Zuschauer ein paar Stunden aus, dem Spiel zuzuschauen, das Leben und Treiben zu mustern und den Einfluß des Spieles auf die Menschen zu beobachten. Aber dann drängen mit Macht die widerlichen Flüge des ganzen Bildes alles andere zurück. Die schwüle Luft, das Klirren des Geldes, die gierigen Gesichter, das offene Mühlen der zahlreichen Dirnen um die Kunst der Männer, besonders wenn diese gewinnen, und vor allem der Gedanke an die zahllosen schlechtbezahlten Arbeiter, die in harter Mühsal die Goldberge erschaffen mußten, die hier so sinnlos vergeudet werden, erwecken Horn und Abscheu gegen das Spiel, die Bank, die vornehmen Nichtstuer, die sie speisen und schließlich gegen die Gesellschaftsordnung, die derartiges zuläßt. Soziale Betrachtungen darf man in Monte Carlo nicht anstellen, die verleiden einem recht bald gründlich den Ort trotz seiner unergleichen Lage.

Aber die Stammgäste von Monte Carlo sind davor gefeit. Prohige Geldmänner, Lebegriffe und Lebejunglinge stellen das Hauptkontingent der Besucher, wozu dann noch die dazu passenden „Damen“ kommen. Man erzählt, die Spielgesellschaft lasse jedes Jahr eine große Anzahl der bekanntesten Halbweiblerinnen aus Paris nach Monte Carlo kommen und dort während der Saison auf ihre Kosten leben. Ich glaube das deshalb nicht, weil die Bank das nicht nötig hat. Gewiß protegiert sie die Skototten auf alle Weise, aber für ihren Unterhalt braucht sie nicht zu sorgen. Diese Aufgabe übernehmen die männlichen Besucher von Monte Carlo mit großer Bereitwilligkeit. Die Dirne ist in Monte Carlo salonfähig. Sie trägt dieselben Toiletten, bewohnt dieselben Hotels und hat die gleichen Interessen wie die vornehmste Aristokratin. Friedlich sitzt sie neben dieser am Spieltisch, plaudert und scherzt mit ihr und tauscht mit ihr Erörterungen über die Spielchancen aus. Man trifft die Halbweiblerinnen auch überall und ungenierter kann man sich die Annäherung vorübergehender Beziehungen zwischen Mann und Weib, begründet auf die nackte, gefühllose Barzahlung, nicht denken, wie in Monte Carlo. Das hält man aber für ebenso selbstverständlich wie die Anwesenheit von allerhand Betrügnern, Zuhältern, Defraudanten und ähnlichem Gesichter, das nun einmal das Gefolge jener illustren Gesellschaft bildet, die in den Wintermonaten in Monte Carlo Hof hält.

Ein Ort, wie geschaffen zur Erholung von harter Arbeit und zur Genesung von schwerer Krankheit ist Monte Carlo. Das Spiel hat aus diesem Paradiese eine Hölle gemacht, in der es aber zweifellos recht amüsant zu leben ist für alle die, denen jede erüstere Lebensauffassung abgeht. Selbstmorde, Verbrechen und schamloser Menschenhandel gedeihen üppig in dieser Atmosphäre. Sie genießen das blasierter, verlebte, nach Sensationen lechzende Publikum von Monte Carlo aber nicht. Unbekümmert lebt es dahin. Sein Dasein hat keinen ernstlichen Zweck, nur Genuß, Vergnügen um jeden Preis ist seine Parole und das Geld, das man in mühelosem Spiel zu gewinnen trachtet, soll entweder als Mittel dazu dienen, oder das Spiel selbst ist die einzige Sensation, die die erschlafften Nerven noch aufzuwecken vermag. So inhaltslos wie das Dasein, so überflüssig ist die Existenz dieser Parasiten und Monte Carlo scheint eigens dazu eingerichtet zu sein, um das der ganzen Welt zu beweisen. Diesen Zweck erfüllt es auch ohne Zweifel glänzend. —

Maria und Joseph.

(Fortsetzung.)

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von H. Ger.

In der Reifshütte war der Lorenz infolge der Uebermüdung eingeschlafen. Oben am Körper, wo er sich gut eingepackt hatte, war er auch warm geblieben, doch die Füße waren ihm erfroren. Als er wach wurde, konnte er die Beine nicht mehr bewegen. Er hatte Leute, die am Morgen, als der Sturm nachgelassen hatte, vorübergekommen waren, angerufen und man hatte ihn auf einem Schlitten nach Hause gefahren, auch so schnell wie die Umstände es zuließen, einen Arzt besorgt. Doch der hatte nach langer Untersuchung mit dem Kopfe geschüttelt und erklärt, es sei nichts zu machen. Der kalte Brand stecke in den Füßen. Der Lorenz müsse nach dem Kreiskrankenhause geschafft und dort müßten ihm beide Beine amputiert werden.

Das hatte großen Jammer in der Familie des Lorenz gegeben. Der Lorenz selbst war zeitlich ein rechtschaffener Mann gewesen: nüchtern, fleißig, jedermann gefällig. Auch den Gottesdienst hatte er regelmäßig besucht. Doch die ausgestandenen Schmerzen, die Furcht vor der Operation und die Sorge, was aus ihm ohne Beine werden sollte, all das mußte ihm wohl die Sinne verwirrt haben, denn in der Nacht vor dem Transport nach dem Krankenhaus hatte er sich mit seinem Halsstuch im Bette erdrosselt.

Bei der Beerdigung des Lorenz hatte ich die fünfte Klasse kennen gelernt. Als Selbstmörder wurde ihm das Grab nicht in der Reihe, sondern in der Unkraut- und Schuttdecke des Kirchhofes bereitet. Es durfte keine Bahre benützt, sondern der Sarg mit der Leiche mußte auf einer Schleife nach dem Kirchhof gebracht werden. Das Bahrtuch, das zur Bedeckung des Sarges gedient hatte, mußte die Familie des Lorenz bezahlen. Es durfte nie wieder zu einem ehrlichen Begräbnis verwendet, mußte auch ganz gesondert von den übrigen Luchern aufbewahrt werden. Der Totengräber mußte zur Beerdigung seine schäblichste Alltagskleidung anlegen.

Niemand außer der Witwe mit ihren Kindern war am Grabe erschienen; nur mich hatte die Neugierde hingetrieben. Die Kinder mußten ihren Vater selbst in die Gruft hinterlassen. Kein Grabhügel durfte sich erheben, sondern Scherben und Unkraut wurden auf die Stelle geworfen. Ich hatte diese Veranstaltung als eine grenzenlose Roheit und Grausamkeit gegen die Sipterbliebenen, als eine Schändung der Menschheit selbst, als eine einzige große Barbarei empfunden. Dieser Akt, in dem die ausgefuchteste Verachtung gegen den Toten zum Ausdruck kam, das sollte der Abschluß eines laugen makellosen Lebens sein?

Und in solcher Weise sollte auch das liebe Marielie eingescharrt werden! Und auch der Joseph! Den hatte ich nur nicht gekannt. Wie tapfer hatte sich der benommen! Ehe er seine Schwester im Stich ließ, war er lieber mit ihr gemeinsam in den Tod gegangen!

Ich ging nach Hause zum Mittagessen, doch die Unruhe trieb mich bald wieder fort. Mir war eine Idee gekommen, durch deren Ausführung das Empörende, das der fünften Klasse anhaftete, etwas gemildert, auch der armen Frau Skatula in ihrem schweren Leide ein kleiner Trost gespendet werden konnte: Wenn Pfarrer und Lehrer nicht mitgehen wollten, so konnte es doch den Kreuzgängern niemand verwehren, wenn sie allein den beiden fremden Kindern das letzte Geleit gaben und sangen. Der Lehrer sang ja sowieso nicht mit, der gab nur an, was gesungen werden sollte.

Da ich Obmann der dreizehn Kreuzgänger war, machte ich mich sofort auf die Beine, um sie zusammenzutrommeln. Für jede Leiche, die

wir begl. iteten, erhielten wir dreizehn Jungens zusammen fünf, der Lehrer für seine Person zehn Neugroschen. Unsere fünf Neugroschen wurden in der Weise verteilt, daß zwölf der Säger je drei Pfennige erhielten, während der dreizehnte für das Vorantreten des Kreuzes vierzehn Pfennige bekam. Das Tragen des Kreuzes erfolgte unschuldig, so daß nach dreizehn Leichen jeder einmal an der Reihe war und die Einnahme von vierzehn Pfennigen hatte. Bei dem mehr als kärglichen Taschengeld, das wir von unseren Eltern erhielten, spielten die drei, oder gar die vierzehn Pfennige Sägergeld in unseren Finanzen natürlich eine große Rolle.

Kraun hatte ich die Kreuzgänger beieinander, so machte ich sie unverzüglich mit meinem Plane bekannt. Um sie für meine Idee zu gewinnen, schilderte ich ihnen, wie fröhlich die Kinder noch am Abend vor ihrem Tode gewesen seien und wieviel Schlimmes sie im Leben hatten erdulden müssen. Dann sekte ich ihnen auseinander, daß wir, die Kinder des Ortes, in dem sie so früh ihr Leben eingebüßt hatten, förmlich verpflichtet seien, ihnen das Geleit zu geben und wie sehr das auch der bedauernden Mutter wohlthun werde. Einige der Jungens, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten, stimmten sofort zu. Andere, denen das Schicksal der verunglückten Kinder weniger nahe ging, wollten sich aus Kameradschaft nicht anschließen. Von zweien erprekte ich durch die Drohung, ihnen nie wieder bei den Schularbeiten zu helfen, wenn sie nicht mitgingen, die Zusage. Schließlich blieben noch vier elende Gefellen übrig, bei denen nichts verding, die ganz auf dem Standpunkt des Lehrers standen, nur zu singen bei „Bestellung“. Ihnen gegenüber entschloß ich mich zu einem äußersten Mittel: Ich verpfändete den Bierern die nächsten vier Dreier, die auf mich entfallen würden. Damit waren auch sie gewonnen.

Nun wurde die Frage nach dem Kreuz aufgeworfen. „Na freilich,“ hieß es, „das Kreuz müssen wir mitnehmen, sonst sind wir ja gar keine Kreuzgänger und die Sache hat nicht das richtige Gesicht.“ Aber wie das Kreuz, das der Schulstube gegenüber in einer Kumpellammer aufbewahrt wurde, bekommen? Am kommenden Tage war Silvester; an ihm gingen nach altem Brauche Lehrer und Prediger bereits am Vormittag auf Besuch zu Amtsbrüdern, welche den Besuch eben so regelmäßig am Sohnenjahrtage erwiderten. Da würde also morgen das Schulhaus geschlossen sein.

Schließlich fand sich auch in dieser Sache Rat. Die Mutter des einen Sängers machte noch am selben Abend, während der Lehrer nach dem Wirtshaus ging, ihm die Wohnung rein. Da wollte der Betreffende das Kreuz aus der Kammer nehmen und im Abtritt verstecken. Der lektore hatte zwei Türen, eine vom Schulhaus aus, die verschließbar war und eine nach außen gehende unverschließbare. Nach dem Gebrauch würden wir auch morgen das Kreuz wieder in den Abtritt stellen und es am Montag, vor Beginn der Schule, an seinen Platz zurückbringen.

Jetzt war noch die Frage zu erledigen, wann die Beerdigung stattfinden sollte. „Gehen wir doch zu Mittag,“ rief einer, „dann haben wir auch Glockengeläute!“ Das war ein guter Einfall. Aber das Mittagläuten würde zu kurz sein, um während desselben bis zum Kirchhof zu kommen. Da mußte also die Trollhulda etwas länger als sonst läuten.

Während die übrigen Säger noch beisammen blieben, machte ich mich sofort auf den Weg zum Troll, der Küsterdiensteversah. Die Hulda, der das Früh-, Mittags- und Abend-

läuten oblag, war mit mir gleichaltrig. Unterwegs überlegte ich, wie ich sie wohl zu dem längeren Läuten bestimmen könne. Materielle Verpflichtungen konnte ich nicht eingehen, nachdem ich meine Einkünfte auf so weit hinaus bereits verpfändet hatte; das war klar.

Aber was sonst der Hulda bieten? Da fiel mir etwas ein: das Feld des Troll lag über dem miserigen, an einem äußerst steilen Hange. Während unser Feld noch bequem zu bearbeiten war, mußte auf das Trollische der Dung in Körben hinaufgetragen werden. Diese Arbeit fiel Jahr um Jahr der Hulda zu. Ihr Vater, den die Küsterdienste nur an Sonntagen in Anspruch nahmen, ging an den Wochentagen arbeiten, während die Mutter zu Hause bei den Kindern bleiben mußte. Ist hatte ich, hinter dem Plage beruhend, die Hulda bedauert, wenn ich zuhah, wie sie sich schinden mußte. Vielleicht konnte da der Faden eingefädelt werden. Ich traf die Hulda im Holzschuppen und trug ihr sofort mein Anliegen vor.

„Nein,“ antwortete sie, „auf so etwas lasse ich mich nicht ein.“

„Aber Hulda,“ bat ich, „sei doch nicht so garstig. Sieh, wenn das Frühjahr kommt, dann trage ich Dir dafür auch zwanzig Körbe Dung bis auf den obersten Gang Eures Feldes.“

„Nein, dafür tue ich es nicht.“

„Fünfundzwanzig!“

„Auch nicht!“

„Dreißig!“

„Na, meinetwegen. Aber Wort halten! Ihr müßt auch morgen ein bißchen schnell gehen, damit das Läuten nicht zu lange dauert.“

„Unbesorgt! Du mußt aber auch gut aufpassen und aus den Schallöchern sehen, damit Du nicht früher aufhörst, als bis wir am Grabe sind.“

„Ja! ja!“

Nun räumte ich zu Wetter Schädlich und fragte ihn, ob er damit einverstanden sei, daß die Beerdigung am Sonnabendmittag stattfände. Bis dahin würde der Sarg fertig sein, und die Frau Skatula könne am Nachmittag noch zurück zu ihrem kranken Manne kommen.

„Gut,“ jagte Schädlich, „ich bin mit allem einverstanden. Bestelle nur den Gemeindediener, daß er zur rechten Zeit mit dem Schlitten am Sprißenhause ist, um die Leichen nach dem Kirchhof zu fahren. Nach dem Begräbnis bringst Du die Frau Skatula hierher, sie soll bei uns das Mittagbrot essen. Nach Tische werde ich sie mit dem Schlitten nach Hause fahren.“

Weiter ging es im Galopp zum Meyer-robot. „Der Sarg wird heute noch fertig,“ antwortete er auf meine Frage nach dem Stand der Arbeit. „Während der Nacht kann die Farbe trocknen und morgen vormittag um elf Uhr werde ich die Kinder einbetten.“

Den Gemeindediener traf ich auf der Straße. Ich bestellte ihn mit dem Schlitten für halb zwölf Uhr und bat ihn, er möge der Frau Skatula Mitteilung von der Zeit des Begräbnisses machen.

Damit war alles besorgt und ich kehrte zu meinen Kameraden zurück, die sich die Zeit inzwischen mit Sechsendsechzig-Spiel vertrieben hatten. „Alles erledigt,“ meldete ich ihnen. „Nur einer von Euch, der beim Totengräber vorbeikommt, muß diesem noch sagen, daß die Beerdigung um Zwölf stattfindet, damit er sich danach einrichten kann.“

Hierauf wurde noch der Kreuzträger bestimmt, der auch das Kreuz abzuholen hatte, worauf wir mit dem gegenseitigen Versprechen, am anderen Tage alle pünktlich zur Stelle sein zu wollen, auseinander gingen. (Fortsetzung folgt.)

Abenddämmerung.

(Zu unserer Mibe.)

Die Abenddämmerung spinnt ihr erstes Grau.
Noch liegt der Glanz des Tages auf den Gassen.
Ein rotes Leuchten färbt das Himmelsblau,
Und glüht, wird stumpf, um schließlich zu verblaffen . . .

Ein grau' Gemäuer läuft am Straßenrand,
Dahinter stille Friedhofsbäume schauen.
Ein Wagen rollt. Ein Kind an Mutterhand.
Und müden Schrittes schleichen ein paar Frauen.

Zwei stehen abseits: sie starrt ernst und schwer,
Gebeugt von einem Leid, das kaum zu tragen . . .
Er flüstert auf sie ein, als könnte er
Ihr liebe Worte milden Trostes sagen . . .

Ins Ohr nur dringen seine Worte ein,
Rot blutet ihr im Herzen noch die Wunde . . .
Und immer enger schlingt der Dämmerchein
Sein graues Netz der stillen Abendtunde.



Vorfrühling. Der Buchenwald vereinigte die Merkmale des Herbstes und des erwachenden Frühlings. . . Die vielverzweigten Kronen waren noch ganz kahl, und wenn man das Gesamtbild dieses Buchenwaldes mit seiner rostbraunen, raschelnden Laubdecke und seinen hochgrünen, blätterleeren Stämmen auf sich wirken ließ, so bekam man den vollen Eindruck des Herbstes. Aber Herr Tanzmann ließ sich nicht irre machen. Um diese Jahreszeit war er immer sehr poetisch gestimmt und wie ein Spürhund darauf bedacht, die Zeichen des Frühlings zu erspähen. Mit seinem scharfen Blick entdeckte er denn auch sehr bald hier und da ein liebliches, hell weißlichblaues Leberblümchen, das sein zartes Köpfchen auf langem, dünnem Stiele aus der Laubdecke hervorreckte. Herr Tanzmann betrachtete diese Blume mit besonderer Zuneigung. Sie gab ihm die Gewißheit, daß die Vegetation jetzt mit Macht hervorbrach und sogar schon anmutige bunte Blumen erblühen ließ. Freilich konnte eine Blume, die mitten im dichten Walde wächst, nur zu dieser Jahreszeit blühen, wo die Bäume noch kein Laubdach besitzen, das alles am Boden Befindliche beschattet und ersticht. . .

Nun sah er in einem Gebüsch von wildem Gaisblatt auch die zierlichen Anemonen in voller Blüte. Dabei schien die Sonne mildwarm herab. . . Früh war leichtes Frostwetter gewesen, und weißer Reif hatte auf den Fluren gelegen. Aber die Sonne hatte ihn schnell aufgelogen und den Boden weich gemacht. Nun war daraus das lieblichste Märzengewitter geworden, eine weiche milde Luft, die erschlafte und befruchtete, und die Sonne schien in zartem, sanftem Lichte aus dem weißber Schleierten Blau des Himmels.

Den wirklichen Eindruck des Vorfrühlings bekam Herr Tanzmann aber erst, als er den Rand des Buchenwaldes erreichte, wo dieser in freies Feld überging. Am Waldrande entlang führte eine breite Fahrstraße mit tiefen, grasbewachsenen Gräben. Hier brachen aus dem graugelben Rasen eine Menge grüner Stauden mit den mannigfaltig gestalteten Blättern hervor. Blüten hatte aber nur das Gänseblümchen, das den Graben mit freundlichen, weißen Sternen zierte. Der Waldrand war ein sehr geeigneter Standplatz für eine Menge von Bäumen und Büschen, die im Buchenwalde selbst nicht Licht und Luft genug gehabt hätten und anderswo dem mörderischen Beile des Menschen längst zum Opfer gefallen wären. An dem Waldrande bildeten sie eine dicke natürliche Hecke. Herr Tanzmann konnte bemerken, wie die Knospen von allen diesen Gehölzen schon lebhaft grüntem. Die Haselnüsse hatten lange, blühende Köpchen, und als er mit der Hand an einen Zweig faßte, brach eine gelbe Wolke von Blütenstaub aus den Köpchen hervor. Ein fesselndes Bild bot eine alte graustämmige Espe, die dornlos mit chenilleähnlichen Käschchenblüten bedeckt war, daß die Krone des Baumes wie mit rostbraunen Wollsträngen dicht und phantastisch umwickelt schien. . .

Von der anderen Seite des Weges her, über den Fluren erklang der unermüdet trällernde Gesang der Lerchen. Die Tierchen schwebten hoch oben in der blauen Luft in kaum sichtbarer Höhe, und aus ihren Kehlen erscholl es wie ewiger Frohsinn

und ewiger Frühling. Zu den Ackerfurchen liefen geschäftige Nachstelzen, mit den Schwänzchen auf und nieder wippend, dahin und suchten Insekten. Nun erklang auch noch der seltsame Refrain eines Finkenmännchens, das immer wieder auf einen entfernten Baum der Landstraße klag, sobald Herr Tanzmann in seine Nähe kam. Während der Gesang der Lerchen ein ununterbrochenes Trällern war, sang der Fink eine kurze Melodie und wartete dann eine Weile, um das Liedchen von neuem zu beginnen. . .

(Auszug aus dem empfehlenswerten, mit einem Vorwort von Wilhelm Bölsche versehenen Buche unseres verstorbenen Mitarbeiters Curt Grottelwitz: „Sonntage eines großstädtischen Arbeiters in der Natur“. Der Preis des im Verlage der Buchhandlung Vorwärts, Berlin, erschienenen, vornehm ausgestatteten Bändchens beträgt 1 M.)

Die Franken als Landwirte. Während in Italien unter römischer Herrschaft die Landwirtschaft zu einem intensiven Ackerbau, in der Nähe der großen Städte sogar zu einem sehr intensiven Garten- und Gemüsebau übergegangen war, herrschte in Deutschland und dem inneren Gallien noch überwiegend Viehwirtschaft. Notdürftig und spärlich wurde etwas Gerste, Hafer und Roggen gebaut, aber zur Herstellung des wenigen Brotes, das man genoß (in der Hauptsache als man die Körnerfrüchte als Brei) und zur Anfertigung des geliebten Meißes hinreichend. Wildpret und Milch waren die Hauptnahrungsmittel, denn auch sonst brachte nur die herbstliche Schlachzeit den alten Germanen einen reichlichen Fleischgenuß. Anders lagen die Verhältnisse im Rhein- und Moseltal. Hier hatten die Römer mit ihrer Herrschaft den Unterworfenen auch ihre überlegene Kultur gebracht. Sie hatten ihnen Häuser und Mauern bauen, Ziegel brennen gelernt, und wie die Römern Flasche, Melch, Faß, Spiegel usw. von den Römern hatten, so bekamen sie von ihnen auch die Kenntnis fortgeschrittener landwirtschaftlicher Kultur. Eine Menge bis dahin unbekannter Erzeugnisse trat zum ersten Male in ihren Gesichtskreis und Geschmackskreis. Neben Weizen lernten sie Kichengewächse, wie Senf, Rettig, Zwiebel, den Weinbau, Essig und Del, verschiedene Obstsorten, z. B. die Kirsche, das Obstbörren usw. kennen. Der Buttergenuß wurde üblich und das Geheimnis der Kuchen, der Möße wurde ihnen offenbar. Auch das heutige Nationalgericht, das Sauerkraut nebst verbesserter Pökel- und Einsalzungsmethode des Fleisches verdankten sie ihren Heberwinthern.

Nach dem Zusammenbruche des Römereiches verpflanzten die Klöster die von den Römern übernommene Kultur nach dem übrigen Deutschland. Aber erst unter der Frankenherrschaft, besonders Karl d. Großen, trat ein entschiedener Fortschritt ein. Dieser wirkte systematisch auf die Ausdehnung und Verbesserung des Ackerbaues hin, ließ Neuland roden und suchte seine eigenen Kronländer zu Musterbetrieben zu gestalten. Um dies zu erreichen, gab er seinen Oberbeamten eine Wirtschaftsordnung, die bis in die kleinsten Details die landwirtschaftlichen Vorkommnisse regelte.

Diese Wirtschaftsordnung ergibt ein ziemlich klarer Bild der damaligen fränkischen Landwirtschaft. Ueber alles wurde darin Anleitung gegeben, über Vieh- und Federviehzucht, Wein- und Obstbau, Teiche, Mühlen und Gärten, Wirtschaftsführung und Abrechnung, über die Behandlungsweise der Arbeiter usw. So heißt es z. B. über die Hühnerzucht, „daß sie bei unseren Mühlen, nach der Beschaffenheit derselben, Hühner und Gänse halten, je mehr sie können“, ferner „auf den Hauptgütern sollen bei unseren Scheuern nicht weniger als 100 Hühner und 30 Gänse gehalten werden, auf den Hofgütern aber sollen sie nicht weniger als 50 Hühner und 12 Gänse halten“. Für den Körnerbau ist sorgfältige Auswahl und Zucht des Saatgetreides vorgeschrieben usw. Wert wird auch auf die im Betriebe zu beachtende Reinlichkeit gelegt: „es ist durchaus und allen Fleißes darauf zu sehen, daß, was die Leute mit ihren Händen verfertigen oder verarbeiten, als Speck, geräuchert Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, gekochter Wein, Fisch, Saft, Senf, Käse, Butter, Malz, Bier, Meth, Honig, Wachs, Mehl, alles mit der größten Reinlichkeit gefertigt und bereitet werde. Ferner, „daß die Kelterer auf unseren Landgütern gut eingerichtet sein und die Beamten darauf sehen, daß sich niemand unterstehe, die Trauben mit den Füßen zu treten, sondern alles reinlich und anständig geschehe“. Um zu erreichen, daß alle Vorgänge jederzeit der Aufsicht seiner Beamten unterliegen, suchte man deren Wirkungskreis möglichst zu beschränken: „die Beamten sollen nicht

mehr unter ihrer Beforgung haben, als sie an einem Tage umgehen und besehen können“. Ueber den Gang der Geschäfte auf den einzelnen Gütern wird ein sorgfältiger Bericht verlangt: „Jährlich zu Weihnachten liefert jeder Beamte, besonders, einzeln und ordentlich einen Bestandszettel von allen Erträgen, was sie haben“.

Großes Interesse wendete die Verordnung den auf den Gütern befindlichen Handwerksbetrieben zu. Denn damals erzeugte ein Gut nicht nur alles selbst, was es irgend brauchte, sondern auch noch Ueberflüsse an Handwerksprodukten, die dann teils zum Verkaufe, teils an die jeweilige Hofhaltung zum Versand kamen. Ausdrücklich wird daher verlangt, „daß jeder Beamte in seinem Sprengel gute Künstler habe, das ist Eisen-, Gold-, Silber-, Schmiede, Säenster, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Vogelfänger, Seffensieder, Drauer, das ist, die Bier oder Aepfel oder Birnmast oder eine andere zum Trinken zubereitete Flüssigkeit zu verfertigen wissen, Baeder, die in unserer Wirtschaft Semmeln machen, ferner andere Arbeiter, die festzustellen zu lang ist“. Daß auch sehr zahlreiche Frauen beschäftigt wurden, zeigt sich durch die Anweisung, „in unseren Weiberschäufeln sollen sie der Einrichtung gemäß zur bestimmten Zeit geben das Arbeitszeug, das ist Flach, Wolle, rosigefärbte Wolle, Färberröste, Wollkämme, Kardensißeln, Seife, Schmeer und andere Kleinigkeiten, welche daselbst nötig sind“.

Bei einer unzweifelhaft so zahlreichen Arbeiterschaft mußte die Behandlungsweise derselben besonders geregelt sein. Es heißt daher da zunächst allgemein, „daß unser Gesinde gut unterhalten und von niemand vertrieben werde“. Dann wird der Versuch gemacht, dieselben gegen etwaige Uebergriffe der Beamten zu schützen: „unsere Beamten sollen sich nicht unterstehen, unser Gesinde zu ihren Diensten zu gebrauchen, nicht sie zu Vorspann, nicht zum Holzfällen verwenden, keine Geschenke nehmen, kein Pferd, keine Ochsen, keine Kuh, kein Schwein, kein Schaf, kein Schweinchen, kein Lamm noch sonst etwas, außer Getreide, Hülsenfrüchte, Obst, Hühner und Eier“. Das ist denn doch noch ein ausgesprochenes Feld für Erpressungsversuche, welches da den Beamten offen gelassen ist! Auch sonst zeigt sich, daß Karl durchaus kein übermäßig gütiger und nachsichtiger Arbeitgeber gewesen ist. Denn von seinen Leuten sucht er so viel Arbeit herauszupressen, wie nur irgend geht. Daß er vorschreibt, „daß jeder Beamte darauf sehe, daß unser Gesinde in der Wirtschaft gut arbeite und auf den Jahrmärkten nicht herumlaufe“, läßt sich noch verstehen, obgleich den Leuten die ohnehin seltene Jahrmärktefreude schließlich auch zu gönnen war. Aber die Angst, ein bißchen Arbeitszeit einbüßen zu können, veranlaßt den Kaiser auch, zumungunsten seiner Arbeiter in die sonst übliche Rechtspflege einzugreifen und den Schutz, den er ihnen gegen etwaige Uebergriffe der Beamten gewährt, wieder illusorisch zu machen. Es heißt da: „wenn sich unsere Leute auf uns berufen wollen (d. h. in Rechtsstreitigkeiten und Beschwerden), so hat jeder Beamte darauf zu sehen, daß es nicht notwendig werde, daß sie kommen, um sich auf uns zu berufen und daß er nicht zulasse, daß ihre Dienstage durch Saumlässigkeit verloren gehen. Und hat unser Knecht auswärts Recht zu suchen, so soll sein Meister alle Mühe anwenden, es ihm zu verschaffen. Kann er es an irgend einem Orte nicht erlangen, so soll er dem Knechte doch nicht erlauben, sich selbst darum zu bewerben, sondern der Meister soll uns dieses selbst oder durch seinen Voten wissen lassen“. Es ist klar, daß der Kaiser mit dieser Vorschrift aus Egoismus die Interessen seiner Arbeiter schwer schädigt. Wenn auch damals bei dem ausschließlich mündlichen Rechtsverfahren die Rechte der Knechte und Leibeigenen im ordentlichen Rechtsgange gering genug waren, so verteidigte doch sicher der Arbeiter selbst diese geringen Rechte viel besser und energischer, als sein Meister je dazu imstande war. Und wie man die Arbeitszeit der Leute nach Kräften auszunutzen suchte, so war man auch bemüht, so viel Arbeitermassen wie möglich auf den Gütern zusammenzubringen. Man wußte, was aus ihnen herauszuholen war. Und darum war auch ausdrücklich bestimmt, „von unbefetzten Hufen und erlangten Leibeigenen, wenn sie dergleichen bei sich hätten und nicht Platz haben, wo sie sie ansiedeln können, sollen sie uns Anzeige tun“. — ac.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!